

den Rauch der Herdfeuer begünstigt. Die hohe Belastung in Phase 2 lässt auf ein beengtes Wohnen in schlecht belüfteten Räumen schließen. Die um die Individuen aus Frimmersdorf erweiterten Skelettserien zum Mittelalter und der frühen Neuzeit im Rheinland sind gut vergleichbar und lassen die Tendenz erkennen, dass sich die Lebensbedingungen wohl über die Jahrhunderte verschlechterten.

Literatur

E. Claßen/S. Holzem/B. Jungklaus/C. Schwabroh, Ausgrabungen an St. Martin in Grevenbroich-Frimmersdorf – ein Beitrag zur frühen Orts- und Kirchengeschichte. Archäologie im Rheinland 2016 (Darmstadt 2017)

201–204. – A. M. Grigat, Wie realitätsnah sind klassisch anthropologische Proxydaten wirklich? Der Testfall einer Skelettserie aus der Zeit des demographischen Übergangs (München 2014). URN: urn:nbn:de:bvb:19-175483.

– B. Hollack/M. Kunter, Anthropologische Untersuchung der menschlichen Skelettreste. In: M. Roehmer, Burg Friedestrom in Zons: mittelalterliche Keramik und Baubefunde einer rheinischen Zollfestung. Rheinische Ausgrabungen 42 (Köln/Bonn 1998) 181–231. – B. Jungklaus, Osteoanthropologie – Vom Skelett zur Biografie. Blickpunkt Archäologie 2017,2, 80–88.

Abbildungsnachweis

1–2 B. Jungklaus/Anthropologie-Büro Jungklaus, Northeim.

Schwalmtal, Kreis Viersen

St. Anton in Schwalmtal – eine Pfarrkirche für Wilhelm von Amern

Franz Kempken und Manuel Hofmann

Allein der Umstand, dass der Kunsthistoriker und Mitbegründer des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, Paul Clemens (*31.10.1866, †08.07.1947), sein bis heute viel-



1 Schwalmtal-Amern,
St. Anton. Blick von
Südwest auf die heutige
Kirche.

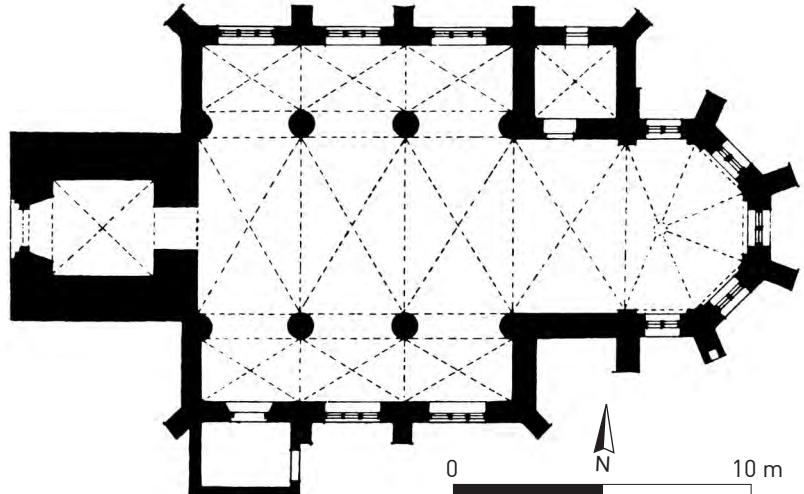
fach verwendetes 56-bändiges Standardwerk „Kunstdenkmäler der Rheinprovinz“ mit der Schwalmtaler Pfarrkirche St. Anton eröffnet, räumt diesem Kirchenbau eine hervorgehobene Stellung ein. Für den Umbau der kürzlich entweihnten Pfarrkirche zu einer Grabeskirche waren im Bereich des Langhauses und des Westbaus Bodeneingriffe notwendig. Die Ergebnisse der begleitenden archäologischen Untersuchungen erlauben jetzt die Betrachtungen Clemens hinsichtlich der Baugeschichte St. Antons wesentlich zu ergänzen.

Von dem durch Clemens im Jahr 1891 beschriebenen Kirchenbau ist heute nahezu nichts mehr zu sehen. Das neogotische Erscheinungsbild der dreischiffigen Backsteinpseudobasilika wird durch 1898, nach Plänen des Architekten Lambert von Fisenne, vorgenommene Umbauten bestimmt (Abb. 1). Kurz vor den Veränderungen – u. a. wurden das Langhaus nach Westen um zwei Joche erweitert und eine Doppelturmfrontfassade angesetzt – hat Clemens den Vorgängerbau noch dokumentieren können (Abb. 2). Anhand eines Inschriftensteins war ihm bekannt, dass die spätgotische Kirche im Jahr 1491 errichtet worden ist. Clemens zufolge bestand das seinerzeit in baufälligem Zustand befindliche

Aufgehende von Langhaus und Chor aus reinem Tuffmauerwerk. Die Verwendung von Backsteinen beschränkte sich hier auf spätere Ausflickungen. Reines Backsteinmauerwerk fand sich dagegen im ersten und dritten Stockwerk des Turms und den Strebepfeilern.

Bereits vor der Ausführung der hier beschriebenen archäologischen Untersuchungen ließen mittelalterliche Schriftquellen vermuten, dass es sich bei dem spätgotischen Bau nicht um die erste Kirche im gleichnamigen Schwalmataler Ortsteil St. Anton gehandelt hat. So wird für den Zeitraum zwischen 1255 und 1273 der Kölner Domkapitular Wilhelm von Amern – der auch als Stifter der Kirche im benachbarten Lüttelforst bekannt ist – als Inhaber der Pfarrstelle in St. Anton genannt, was die Existenz eines älteren Kirchenbaus nahelegt.

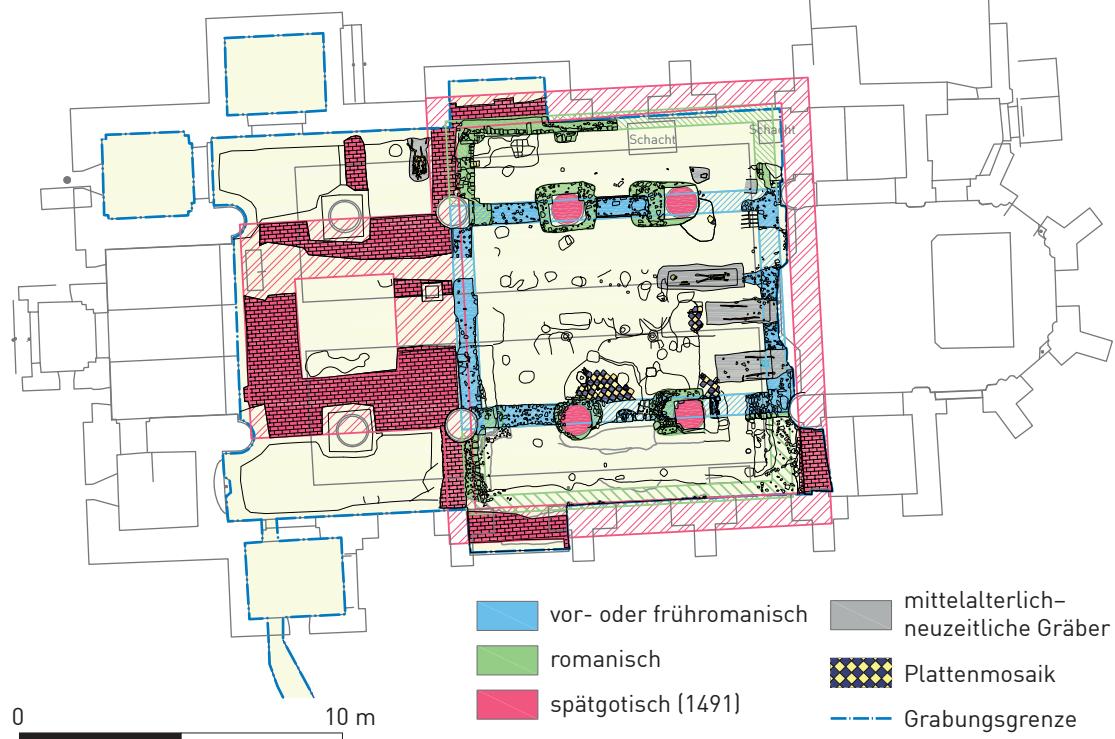
Die durch die Ausgrabungen erfassten Befunde lassen sich zum überwiegenden Teil drei verschiedenen Steinbauphasen zuweisen, deren älteste zeitlich vor dem 12. Jahrhundert einzuordnen ist (Abb. 3). Anzumerken ist, dass sich auffällig große Mengen römischer Ziegelfragmente in nahezu allen Schichten eingelagert und in den mittelalterlichen Fundamenten verbaut fanden. Hinzu kommen Bruchstücke bemalten Wandputzes und die Randscherbe eines in eine hochmittelalterliche Schicht verlagerten rauwandigen Topfes der Form Niederbieber 89 (Abb. 4). Auch wenn klar in die römische Epoche zu datierende Befunde bislang fehlen – bzw. mit der vorgegebenen Untersuchungstiefe nicht erreicht wurden – kann vermutet werden, dass die



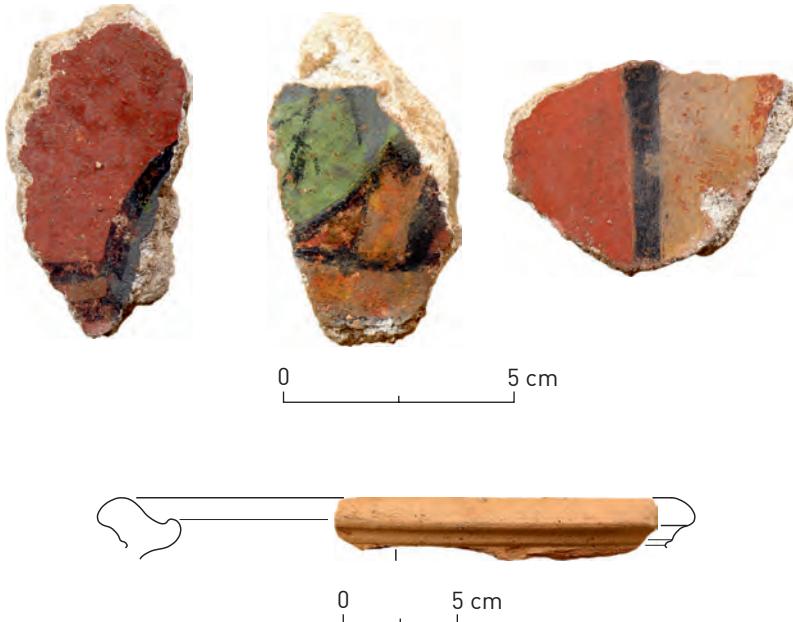
späteren Kirchenbauten auf römischem Baugrund errichtet worden sind.

Die ältesten vorgefundenen Fundamente umfassen einen Ost-West ausgerichteten Raum mit Innenmaßen von etwa $9,0 \times 5,6$ m (Abb. 3). Erhalten waren lediglich die ca. 0,6 m breiten Gussfundamente. Für eine klare chronologische Einordnung dieses ältesten Baus liegen keine belastbaren Indizien vor. Auch wenn die Mauertechnik der Gussfundamente an römisches *opus caementicium* erinnert, erreichte der verwendete Kalkmörtel nicht die in römischen Bauzusammenhängen übliche betonartige Härte. Gleichwohl ist ein römischer Ursprung des Gebäudes grundsätzlich nicht auszuschließen. Ebenso ist jedoch eine Datierung in das ausgehende Frühmit-

2 Schwalmtal-Amern, St. Anton. Planzeichnung des spätgotischen Kirchenbaus von Paul Clemens.



3 Schwalmtal-Amern, St. Anton. Gesamtplan der archäologischen Befunde mit Kennzeichnung der verschiedenen Bauphasen.



4 Schwalmtal-Amern, St. Anton. In hochmittelalterlichen Zusammensetzungen gefundener römischer Wandputz und eine Randscherbe eines rauwandigen Topfes der Form Niederbieber 89.

telalter möglich und damit eine Ansprache als ältester Kirchenbau – vielleicht in Form einer Saalkirche – denkbar.

Wohl im Verlauf des 12. Jahrhunderts wurden die Mauern des ältesten Gebäudes in Teilen niedergelegt und der Grundriss um zwei jeweils 2,1 m breite Seitenschiffe (lichtes Maß) erweitert, womit ein 11,5 m breiter dreischiffiger Bau entstand. Angesichts dieser Grundrissdisposition lässt sich hier erstmals sicher von einem Kirchenbau sprechen. Im Westen des nördlichen Seitenschiffs waren die Mauern vergleichsweise gut erhalten. Die Fundamente bestanden aus Geröll-Gussmauerwerk mit einem weichen, gelblichbraunen sandigen Mörtel, dem in geringeren Anteilen auch römischer Ziegelbruch und Tuffe zugeschlagen waren. Etwa 0,5 m oberhalb der Sohle war ein zweischaliges Tuffhandquader-Mauerwerk mit Gusskern aufgesetzt, das hier den Übergang zum aufgehenden Mauerwerk markiert. Im Langhaus wurden nach Abriss der Süd- und der Nordmauer des Vorgängerbau auf den ur-

5 Schwalmtal-Amern, St. Anton. Rest eines mittelalterlichen Plattenmosaiks des 12. Jahrhunderts.

sprünglichen Wandachsen jeweils mindestens zwei dachtragende Stützen eingebaut. Die zugehörigen Punktfundamente sind als annähernd rechteckige, ca. $1,5 \times 1,8$ m große Gussblöcke in die Fundamente der niedergelegten Mauern gesetzt worden.

Zur Ausstattung des romanischen Kirchenbaus gehörte ein Plattenmosaik aus verschiedenfarbigen, in einem diagonalen Schachbrett muster verlegten Tonfliesen, von dem sich größere zusammenhängende Teile vor allem im südöstlichen Bereich des Mittelschiffs erhalten hatten (Abb. 5). Die weich gebrannten, grauschwarzen und – im heutigen Zustand – roten Fliesen weisen Kantenlängen zwischen 15 und 16 cm und eine Höhe von 1–1,5 cm auf. Sowohl die archäologischen Beobachtungen als auch die kunsthistorischen Betrachtungen zur Entwicklung von Fliesenböden im Rheinland sprechen für eine Datierung des Bodens in das 12. Jahrhundert. Aus den mit dem Boden überbauten Schichten und Befunden stammt – wenngleich in überschaubarer Menge – hochmittelalterliche Keramik, die sich in das 10.–12. Jahrhundert datieren lässt. Im Rheinland beginnt die Herstellung von Fliesenböden im Verlauf des 12. Jahrhunderts. Die Verwendung großer Fliesenformate spricht für eine Herstellung des Bodens in einer frühen Phase der Entwicklung, da ab dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts ein kleineres, zwischen $12,5 \times 2-2,5$ cm und $13,5-14 \times 3$ cm liegendes Idealmaß allgemein üblich wurde.

Die vergleichsweise scharfe Datierung des Fliesenbodens lässt sich aber nur bedingt auf die Errichtungszeit des dreischiffigen Baus übertragen. Zwar ist der Bezug evident, unklar ist jedoch, ob der Fliesenboden zur originären Ausstattung des Kirchenneubaus gehörte oder erst nachträglich verlegt worden ist. In jedem Fall wird es sich bei dem romanischen Gotteshaus um die bislang nicht lokalisierte Pfarrkirche des Kölner Domkapitulars Wilhelm von Amern handeln.

Der dem romanischen Bau nachfolgende, von P. Clemen beschriebene spätgotische Kirchenbau tritt mit mauerwerkstechnisch sehr einheitlichen Backsteinfundamenten in Erscheinung. Zunächst scheint dieser Umstand in einem gewissen Widerspruch zu den Ausführungen Clemens zu stehen, der – insbesondere bezogen auf das aufgehende Mauerwerk des Langhauses – die Verwendung von Tuffen beschreibt. Auf Grundlage der jetzt vorliegenden archäologischen Untersuchungsergebnisse wird deutlich, dass für die Herstellung der Fundamente offenbar der vergleichsweise günstige Baustoff Backstein verwendet wurde. Der wertvollere, aus dem Mittelgebirgsraum stammende Naturstein blieb dem aufgehenden Sichtmauerwerk vorbehalten. Ansehnliche Mengen von Tuffquadern sind sicher auch beim vorherigen Abbruch des romanischen Kirchenbaus angefallen.

Trotz der nur unvollständigen Ausgrabung – es fehlen beispielsweise jegliche Kenntnisse über die im



Bereich des Chores gelegenen Bauteile – konnte das Wissen um die Baugeschichte St. Antons weit über den bislang bekannten spätgotischen Kirchenbau hinaus erweitert werden.

Wie so oft werden durch die Ergebnisse der neuen archäologischen Untersuchungen mehr Fragen aufgeworfen, als Antworten gegeben. Die Klärung ist kommenden Forschergenerationen vorbehalten – es bleibt spannend.

Literatur

P. Clemen, Die Kunstdenkmäler des Kreises Kempen. Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 1,1 (Düsseldorf 1891) 5–7. – H. Kier, Der mittelalterliche Schmuckfußboden unter besonderer Berücksichtigung des Rheinlandes. Die

Kunstdenkmäler des Rheinlands Beiheft 14 (Düsseldorf 1970). – E. Landgraf, Ornamentierte Bodenfliesen des Mittelalters in Süd- und Westdeutschland 1150–1550 (Stuttgart 1993). – S. Ristow, Frühes Christentum im Rheinland: Die Zeugnisse der archäologischen und historischen Quellen an Rhein, Maas und Mosel. Jahrbuch des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Landschaftsschutz (Köln/Münster 2007).

Abbildungsnachweis

1; 3–4 F. Kempken/ABS Gesellschaft für Archäologische Baugrund-Sanierung mbH. – 2 Ch. Duntze/LVR-Landes-Museum Bonn, Grundlage P. Clemen, Die Kunstdenkmäler des Kreises Kempen. Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 1,1 (Düsseldorf 1891) 6, Fig. 1. – 5 F. Dziobaka/ABS Gesellschaft für Archäologische Baugrund-Sanierung mbH.

Merzenich, Kreis Düren, und Kerpen, Rhein-Erft-Kreis

Verlustreiche Jagd – mittelalterliche und neuzeitliche Waffenfunde aus dem Hambacher Forst

Martin Grünewald

Mittelalterliche und neuzeitliche Hieb- und Stichwaffen sind im Rheinland eher seltene Funde. Zwei Klingenwaffen, ein Schwert und ein Messer, wurden seitens der RWE AG bei der Eisen suche im Hambacher Forst bzw. Bürgewald entdeckt. Anlass zur Vorstellung gibt ihre unlängst ab geschlossene Restaurierung durch Holger Becker im LVR-LandesMuseum Bonn (LVR-LMB). Im Rahmen einer Forschungscooperation mit dem Technologie entwickler INNOVENT e. V. in Jena wurden die Eisenobjekte nach der Restaurierung mit einem neu artigen transparenten Beschichtungssystem auf Polysaccharid-Basis konserviert, um fortschreitender Korrosion vorzubeugen.

Das zweischneidige ritterliche Schwert (Abb. 1, HA 2017/0050, Fundort Kerpen-Buir, Buirer Bürge) mit einer geraden Parierstange weist die Grund form eines Kreuzes auf und ist in einer Länge von 55 cm erhalten. Kombiniert man die verschiedenen Merkmale, ergibt sich der Typ 16–15–10–14 nach Geibig, wobei die Ziffern für verschiedene Eigen schaften stehen, die im Folgenden aufgeführt wer den. Der in der Seitenansicht spitzovale Knauf (16) mit in der Schmalseitenansicht dreieckiger Grund

form (15, Abb. 1,2) und in der Aufsicht spitzovaler Form (10, Abb. 1,3) wurde von der zweiten Hälfte des 11. bis in das zweite Drittel des 13. Jahrhun derts verwendet. Das schmalrechteckige Heft ver jüngt sich zum Knauf hin. Die gerade Parierstange mit rechteckigem Querschnitt (14, Abb. 1,4) weist in der Aufsicht eine langrechteckige Grundform mit leicht dachförmigen Längsseiten auf, die im Bereich des Durchbruchs zu einer schwachen Bauchung ausschwingen (14, Abb. 1,5). Die Län ge der Parierstange von 21,5 cm spricht für eine eher späte Datierung innerhalb des genannten Zeitraums, etwa 12. Jahrhundert bis zweites Drit tel 13. Jahrhundert. In der Kombination der dar gestellten Charakteristika findet sich in Deutsch land einzig in Göppingen eine Parallel. Die an der Parierstange 5,4 cm breite Klinge kommt bei den Typen 5, 6, 10 und 11 nach Geibig vor. Da die Kehlung nur noch erahnbar und die ursprüngliche Klingelänge erhaltungsbedingt nicht beurteilbar ist, muss eine genauere Zuordnung unterbleiben. Eine kreisrunde Vertiefung (1,8 cm Dm.) in der Klinge könnte auf eine verloren gegangene (Mes sing?) Einlage weisen. Holger Becker, LVR-LMB,